

# Frühlingsgefühle

Vaughn X Chelsea -FF

Von Noleen

## Kapitel 4: Sehnsucht

### Vorwort

~\_~ Eher ein innerliches Kapitel xD (-wie bei dem Kapiteltitel auch zu erwarten ist).  
Ab dem nächsten Kapitel gibt es dann wieder mehr Handlung x3 ~

---

### Sehnsucht

Der sanfte Wind der See strich über mein Gesicht und ich betrachtete gedankenverloren die kleine Insel, die am Horizont langsam aber sicher zu einem kleinen Punkt in mitten von blauen Wellen wurde.

Es war früher Morgen und die Fähre hatte pünktlich von der Insel abgelegt und war nun auf eiligem Kurs Richtung Festland.

Seltsamer Weise fühlte ich ein gewisses Maß von Bedauern, die Insel verlassen zu müssen - und zur gleichen Zeit wünschte ich mir, niemals je einen Fuß auf sie gesetzt zu haben.

Verdammt.

Ich griff umständlich mit einer verbundenen Hand nach meinem Hut und setzte ihn ab. Mein Blick fiel dabei auf das rote Kopftuch von Chelsea, das sie mir einen Tag vor der Abreise um meine Wunde gewickelt hatte.

Das war der sichtbare Beweis dafür, dass es diese verwunschene Insel gab – ob ich nun wollte oder nicht.

Ich seufzte und reckte meinen Kopf nach oben, damit der kalte Wind mein Gesicht abkühlen konnte.

Ich war so ein erbärmlicher Mistkerl.

~\*~

Wenn ich einst geglaubt hatte, dass meine Abwesenheit von Insel-Traumland meinen gesunden Menschenverstand fördern würde, so musste ich nun feststellen, dass eher das Gegenteil der Fall war.

Ich war seit Jahren innerlich zerissen und ich hatte mich nach all der Zeit an den immer wiederkommenden Schmerz gewöhnt, doch was mir in den wenigen Tagen meiner

Abwesenheit widerfuhr, war etwas sehr viel Schmerzvolleres.

Es war eine schiere Irrealität, die sich stetig während der Arbeit in meinem Inneren wiederspiegelte und entsetzt musste ich feststellen, dass ich nicht mehr fähig war, meiner Arbeit im genügenden Ausmaß nachzugehen.

Meine Gedanken flogen immer davon, an einen ganz anderen Ort, weitab von meiner Arbeit...

Ich wurde mehrmals verwarnt; mir wurde mehrmals angedroht, mein Gehalt kürzen zu lassen und manchmal wurde ich beleidigt, ein lächerlicher Tiertransporteur zu sein.

Doch was das schockierende daran war, dass es mir schlichtweg egal war – und das ich im tiefsten Inneren wusste, dass der widerliche Abschaum sogar recht hatte bei all ihren Beleidigungen.

Ich war erbärmlich, lächerlich, unfähig, nutzlos und schwach...

Aber nichts von alledem hatte etwas mit meiner körperlichen sowie geistigen Leistungskraft, Arbeit zu verrichten, zu tun, sondern vielmehr mit meiner gefühlstechnischen Unfähigkeit.

Mittlerweile konnte ich mir selbst wohl kaum verleugnen, dass ich mich zurück zu dieser Insel sehnte – und dass der Grund schier unbegreiflich war.

Ich war so ein Idiot.

„Vaughn, wir müssen reden.“

Mein Chef zog skeptisch seine Augenbrauen nach oben und strich sich mit einem dicken Finger über seinen langen Ziegenbart.

„Muss das sein?“, fragte ich desinteressiert und legte die Bürste beiseite, mit der ich soeben ein kleines Kalb gepflegt hatte.

„Es ist dringend“, sagte er mit einem ernsthaften Unterton und wies mit einer Hand zu einer kleinen Kammer neben dem Viehstall.

Ergeben richtete ich mich von dem Stroh auf, zog meinen Hut wieder über das Gesicht und ging zur Kammer herüber.

Die anderen Arbeiter musterten uns interessiert, als hofften sie auf interessante Neuigkeiten, die sich sehr gut zum allgemeinen Tratschen eignen würden.

Lästige Sorte Mensch.

Mein Chef folgte mir, öffnete die Tür und wir betraten den kleinen Raum.

Eigentlich war es ein Wunder, dass ein Mann seiner Größe zusammen mit mir in den schmalen Raum hineinpasste – doch zum Glück war ich genau das Gegenteil von ihm.

„Was gibt's?“, fragte ich weiterhin in einem gleichgültigen Ton.

„Es geht um deine wöchentliche Arbeit. Was ist los? Du bist so abwesend. Kühl warst du zwar schon immer, zugegeben, aber doch nicht so... Ist ein Verwandter gestorben?“

„Ich habe keine Verwandten wie du sehr wohl weißt. Außer zwei lästige Wesen auf einer gottverdammten Insel, die sicherlich leider nicht innerhalb von vier Tagen verstorben sind.“

„Freunde?“

„Ich habe keine Freunde.“

Mein Chef knirschte mit den Zähnen und wäre mein Hut nicht im Weg gewesen, dann hätte ich bestimmt wieder seinen dümmlichen Gesichtsausdruck gesehen, den er immer hatte, wenn er nachdachte.

Eigentlich mochte ich ihn – als Arbeitgeber war er streng und loyal und er hatte stets ein wachsames Auge über allen Mitarbeitern. Doch manchmal entpuppte er sich nicht

nur als richtiges Arbeitstier – das mich allerdings weniger störte, da ich selbst genauso war. Das schlimmere war allerdings, dass er manchmal genauso sehr einen Drang verspürte, mich zu bemuttern, als sei ich gerade einmal drei Jahre alt.

„Vaughn. Du bist mein bester Mitarbeiter und du hast für einen jungen Mann deines Alters enormes Potenzial. Du hast stets gute Arbeit geleistet, obwohl ich dich streng behandle und dir ständig drohe, nur damit du noch fleißiger bist. Aber ich kenne dich schon sehr viele Jahre. Das einzige, das ich möchte, das du mir erzählst, ist warum du dich seit Tagen so seltsam verhältst.“

„Ich verhalte mich nicht seltsam. Ich bin wie immer“, erwiderte ich schroff.

„Du erledigst deine Arbeit nicht mehr gründlich genug“, pflichtete mein Chef mir tadelnd bei, „aber ich kann nicht bestreiten, dass du dennoch nicht mein fähigster Mitarbeiter bist.“

„Dann gibt es also keine Probleme“, sagte ich mit einem verächtlichen Ton. „Wenn Sie nun keine weiteren Einwände haben, dann möchte ich nun gerne zu meiner Arbeit zurückkehren.“

Ich wollte schon meinen Arm nach der Türklinke ausstrecken, wenn mein Chef diesen nicht plötzlich gepackt hätte und mir den Hut vom Kopf hinunterriss und mich somit zwang, ihn anzusehen.

„Oh, ich hätte sehr viele Einwände!“, stieß er hervor und er schnaubte.

Ich schwieg und starrte ihn widerwillig an.

Die Vater-Sohn-Nummer konnte er sich schenken.

„Seit dem ich dich eingestellt hatte, warst du immer ein Einzelgänger – hast nie Kontakte gepflegt, dir war alles in der Welt gleichgültig und du hast gewissenhaft deine Arbeit erledigt. Nun sag mir eines, mein Junge, was in dieser Welt gibt es, das dich auf einmal so sehr von deiner hochgeschätzten Arbeit abhält?“

„Nichts – ich arbeite.“

„Du bist nicht der Vaughn, den ich einst eingestellt habe.“

„Tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen, Chef, ich bin immer noch dasselbe gefühlskalte Wesen wie zuvor.“

Er hob wieder skeptisch seine Augenbrauen und schürzte missbilligend seine Lippen.

„Du hast dich verändert“, murmelte er langsam. „Doch du begreifst es nicht.“

„Was geht es dich überhaupt an?“, schnauzte ich zurück und bückte mich schnell, um meinen Hut vom Boden zu fischen.

„Dein Seelenheil lag mir schon immer sehr am Herzen – du musst wissen, dass ich einst deinen Vater gekannt habe.“

Einen kurzen Moment stockte mein Inneres und Erinnerungen sprudelten überall aus mir hervor, jedoch verdrängte ich diese genauso schnell wieder, wie sie gekommen waren.

„Du kanntest also den alten Tunichtgut? Von mir aus – mir egal“, sagte ich mit einem gespielt gleichgültigen Unterton.

„Dir ist immer alles egal“, stellte mein Chef nachdenklich fest.

„Gut erkannt.“

„Ich weiß wie du dich fühlst“, entgegnete er kopfschüttelnd. „Deine Art, wie du dich all die Zeit lang verhalten hast, ist mir nicht fremd. Auch wenn es dir schwer fällt, so möchte ich dennoch, dass du mit mir redest, wenn du ernsthafte Probleme hast.“

„Es gibt keine Probleme in meinem Leben.“

„Nein – natürlich nicht. Deswegen bist du so schroff zu den Anderen.“

„Wie auch immer“, schnaubte ich und zog meinen Hut auf dem Kopf zurecht. „Ich muss zurück zur Arbeit – denn du wirst mir sicherlich nicht den Lohn für meine nichtgetane

Arbeit geben.“

Ich drückte die Türklinke bereits herunter, als mein Chef mir seine schwere Hand auf die Schultern legte, die mich direkt einige Zentimeter Richtung Boden drückte.

„Du veränderst dich. Gib auf dich Acht.“

„Und wenn schon“, gab ich zurück und schob seine große Pranke von meinen Schultern und widmete mich wieder meiner Arbeit bei dem kleinen Kalb zu.

Ich war frustriert und fühlte mich zugleich verraten, da ich wusste, dass er eigentlich Recht hatte.

Sie hatten alle Recht und ich war im Unrecht.

Ich war tatsächlich dabei, mich zu verändern, obwohl ich dies niemals beabsichtigt hatte.

Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sich meine Denkweise genauso verräterisch eingestellt hatte, wie all die naiven anderen Menschen, nur damit mein gefühlskalter Ego sich bestätigt fühlte.

Und genauso sehr war es nur eine Frage der Zeit, bis meine Gefühle schließlich durchdrehen würden.

Ich habe alle Menschen verraten, die einst an mich geglaubt hatten.

Stets habe ich mich von allem abgewandt und allen die kalte Schulter gezeigt, nur um mich selbst nicht öffnen zu müssen.

Doch nun war alles anders.

Ich zog meine verbundene Hand aus der Hosentasche hervor und betrachtete abermals das rote Kopftuch.

Meine Wunde war sicherlich mittlerweile genauso gut verheilt wie an der anderen Hand, jedoch hatte ich es nicht gewagt, ihn von meiner Hand zu lösen.

Unwillkürlich neigte ich meinen Kopf zu dem rötlichen Tuch und atmete tief den Vanillegeruch ein, der selbst nach Tagen immer noch genauso intensiv war, als ob Chelsea neben mir stehen würde.

Und verdammt...

Es war völlig zwecklos, es noch länger zu leugnen.

Ich verstand nicht wieso, aber ich fühlte mich bedingungslos zu ihr hingezogen; verspürte eine unermessliche Sehnsucht nach ihr und meine Gedanken schweiften immer wieder zu ihrem zarten Gesicht, das in weiter Ferne auf der einsamen Insel vor sich hin gedieh.

Ich war nicht mehr als ein Narr.

Sie mochte zwar für mich wie eine einzigartige Person erscheinen, jedoch war sie im Endeffekt nicht viel mehr als ein weiterer, dummer, naiver Mensch, mit genau denselben Fehlern und Sünden.

Es war mehr als dumm von mir, sie in gewisser Weise zu begehren, obwohl ich wusste, dass das niemals den Schmerz lindern würde, der seit so vielen Jahren in mir verborgen war.

Niemand würde das je können.

Ich war auf ewig verdammt und nun war ich sogar dumm genug, mein Herz ein kleines Stück für einen einzigen Menschen zu öffnen, nur damit mir noch mehr Leid widerfuhr.

Aber das hatte ich wohl auch nicht anders verdient.

Mit einer gewissen Vorfreude erwartete ich die Fähre, die mich zurück zur Insel des Glücks bringen würde.

Seltsam, dass mir der Name nicht mehr länger ironisch vorkam.

Eigentlich war mein ganzes Leben lang ironisch, widersprüchlich und irrational gewesen – doch dieses eine Mal erkannte ich es an.

Verdammt, ich war ja so eine Witzfigur...

Vermutlich würde ich irgendwann noch auf dem Boden kriechen um nach Gnade vor meinem widerwärtigen Schicksal winseln.

Doch etwas anderes blieb mir zu diesem Zeitpunkt nicht übrig.

Ganz egal wann ich meine Augenlider vor der kalten Welt schloss, immer wieder sah ich in das fröhliche, zarte Gesicht von Chelsea und jedes Mal schenkte mir dieser Anblick aufs Neue Kraft.

Wieder einmal hob ich meine Hand mit ihrem Kopftuch hoch zu meinem Gesicht und wieder atmete ich ihren Geruch ein.

Ich wusste nicht, wie oft ich dies tat... wann und wie lange...

Das einzige, das ich mit Sicherheit sagen konnte, war, dass ich mich zurück zu ihr wünschte.

Als der lang ersehnte Morgen der Abreise endlich gekommen war, stand ich auch bereits am Dock und hatte mir einen Matrosen zur Seite genommen und redete eindringlich auf ihn ein, wann das verdamnte Schiff nun endlich abfahren würde.

Mich sahen alle wie einen völlig durchgedrehten Verrückten an; beobachteten mich, wie ich Kreise auf dem Dock zog, aber indem ich ihnen jeweils einen gekonnt finsternen und arroganten Blick zuwarf, begannen alle auf einmal höchst beschäftigt ihre Arbeit zu erledigen.

Ich musste hinterhältig Grinsen, während ich dem Matrosen einen bösen Blick zuwarf, den ich vorhin schon unter die Mangel genommen hatte.

Ich war zwar ungeduldig, aber unbestreitbar gut gelaunt, selbst wenn ich für die meisten trotz alldem immer noch wie ein gefühlskaltetes Wesen aussah.

Der lang erhoffte Wind strich mir wieder über die Wangen und mein Blick schweifte über die sanften Wellen der See.

Nur wenige Stunden würde die Überfahrt zur kleinen Insel dauern.

Ich biss mir auf die Lippen und versuchte einen Moment lang, einen klaren Gedanken zu fassen.

Es war so dumm von mir, sich so darauf zu freuen, sie wiedersehen zu können.

All die Zeit habe ich mir selbst beigebracht, alle Menschen zu verachten und Gefühlen aus dem Weg zu gehen.

Doch nun, da sie tief verankert in mir waren und nicht im Geringsten vorhatten, sich wieder aus mir zu verbannen, musste ich mir selbst noch beibringen, meine Gefühle zu verstecken und zu kontrollieren.

War ich tatsächlich so leicht durchschaubar?

Wenn jemand ohne Vorbehalte in seine Seele schauen konnte, machte dies einen nicht schwach und verletzlich?

Diese Schwäche durfte ich mir nicht erlauben – niemals.

Langsam löste ich das rote Kopftuch von meiner Hand und ließ es einen Moment im sanften Wind wiegen, bevor ich es in meiner Hosentasche verstaute.

Reiß dich zusammen, Vaughn.  
Du darfst keine Schwäche zeigen – nicht einmal vor *ihr*.